4. KAPITEL: WEITERE VERLUSTE UND TRENNUNGEN

DURCH Tod und Trennung verlor George nach dem Kriege noch manche seiner Gefährten. Simmel hatte vergeblich die Krisis der Kultur, als welche er den Weltkrieg sah, mit seinen feingeschliffenen Begriffen zu erfassen versucht, aber mit tapfer klarem Bewußtsein erwartete er im vierten Kriegsjahr den gewissen Tod, dem er noch die letzte Lebensstunde zur Arbeit abrang. Reinhold Lepsius fand ebenfalls keine Mittel in seiner zarten Natur das Grauen der Zeit zu bewältigen, auch persönlich durch den Krieger-Tod seines einzigen Sohnes Stefan betroffen, starb er bald nach dem Frieden. Schuler hatte das Zimmer, das ihn Georges Zauberei, wie er glaubte, für immer zu bewohnen zwang, erst zum letzten Todesgang im Jahre 1923 verlassen, er wurde auf seinen Wunsch genau nach altrömischer Art bestattet im antiken Totengewand mit der Binde um die Stirn, und die ihn sahen bekennen die Erhabenheit seines Antlitzes im Tode. Er ließ auf seinen Grabstein die Worte setzen Ultima Lux: so bis zu Ende seinem Geiste und dem Kampfe wider die Zeit getreu. Andre von den früheren Gefährten verwirrte der Umsturz aller staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und verführte sie zu dem Glauben, der Tag ihres Handelns sei gekommen, neue Schichten der Bevölkerung seien bereit, einen geistigen Ruf zu vernehmen und in die Tat umzusetzen. So veröffentlichte Lothar Treuge im Jahre 1920 „Die Apotheose der Masse" und starb ehe er die Sinnlosigkeit seines Aufrufs zu sehen brauchte, so gab Ludwig Derleth zur gleichen Zeit (1919) einen Neudruck seiner „Proklamationen" heraus und mußte erkennen, daß sie ebenso wirkungslos im leeren Raum verhallten wie zwanzig Jahre früher, daß wildester Aufruhr und Sturz verjährter Einrichtungen noch keine Wandlung der Geister bedeuten und die Stunde der Tat nicht von außen kommt. Aber sein Bild stieg noch einmal in einem Gespräch Verweys mit einem französischen Literaten auf, das dieser im Mercure de France (April 1925) veröffentlichte: „Ludwig Derleth: ‚Napoleon in der Hölle' nannte ihn mir einer seiner Freunde. ‚Führer eines Heeres das nicht besteht', sagte Verwey damals. Jene Art Genie, die sich verleugnet und verzehrt und unfähig die irdischen Grenzen anzuerkennen, seine Lava seinen Wellen vorzieht. Ein großer Dichter, den fast niemand kennt, weil er statt seine Gedichte zu veröffentlichen, seine Phantome peitscht und ihnen nachjagt. Ein Tyrann seiner wenigen Freunde, ein Diktator der Schatten. Ein Priester endlich, der aber nur dem Gotte dient wie er ihn sich gestal-

tet, und der manchmal seinen Schülern in schrecklichen Bekenntnissen JHN enthüllt: Jesus Christus der zu gleicher Zeit Julius Cäsar ist".

Paul Gérardy war seit dem deutschen Einmarsch in Belgien für die Freunde verschollen. Daß Leopold Andrian aus langer Vergessenheit im Staats- und Kriegsdienst noch einmal mit einer Sammlung seiner frühen Werke auftrat, erwähnten wir schon. Cyril Scott verdankte Deutschland zu viel, um im Kriege in den Ruf „gegen die Barbaren" einstimmen zu können. Wie aus seinen „Years of Indiscretion" ersichtlich ist, vertrat er einen matten Pazifismus, wie er wohl während der Kriegsjahre sonst in England kaum zu finden war. So stand er nicht gegen uns aber auch nicht bei uns sondern im theosophischen Nirgendwo. Henry von Heiseler kam, wie gesagt, auf seiner Flucht vor der restlosen Unmenschlichkeit und der ihm unerträglichen geistigen Öde der bolschewikischen Machthaber 1922 nach Deutschland zurück und knüpfte sogleich die Fäden der Freundschaft wieder an. Er ging still und kampflos an die Ausarbeitung seiner Schriften, von denen er seine Gedichte „Der Engel des Krieges" George widmete. Im November 1928 starb er.

Im gleichen Monat starb auch Paul Thiersch. „Unser Freund", schrieb der Meister nach seinem Tode, „wird bei uns in ehrender Erinnerung bleiben als Vertreter einer immer mehr hinschwindenden Menschenart: die es sich schwer macht". Seine großen Gedanken in der Baukunst, von denen seine Entwürfe Kunde geben, hatte er nur in wenigen Werken ausführen können, da es den Zeitgenossen vor seinem strengen künstlerischen Willen fröstelte. Aber im Kunstgewerbe setzte er die Linien der älteren Künstler, deren wir Erwähnung taten, fort und schuf auf Burg Giebichenstein bei Halle eine Schule, in der er ebensosehr durch Leistung wie durch Haltung und Wesen eine Luft hingebender Gemeinschaft erzeugte, die alle Kräfte ergriff und auch den widerstreitenden Neigungen der Lehrer und Schüler das Merkmal einer künstlerischen Übereinkunft und eines lebendigen Zusammenhangs aufdrückte.

Wir schweigen von anderen, denen in schlimmer Zeit das Blut erkrankte oder die Kraft erlahmte und die nun mit ermatteten Sinnen meinten, er, der Meister sei anders geworden als damals. Der Tod der einen war unabwendbares Schicksal, dem Ehrung und Klage galt, das Irregehen der anderen, die schon früher die Mitte verloren hatten, erträglicher Verlust, aber e i n e Trennung war durch die Dauer und Tiefe der Freundschaft, durch die Größe der Person und durch ihre sinnbildliche Bedeutung für das Geschick zweier Brudervölker von schmerzlicher Schwere und noch ungelöster Trauer: die Trennung von Albert Verwey.

Wenn zwei Völker nach jahrhundertelanger Scheidung sich in der

Freundschaft zweier Männer begegnen, in denen sich ihr geistiges Erbe und ihre geistige Zukunft gegenwärtig verkörpern, wie es in der Mitte der neunziger Jahre bei George und Verwey der Fall war, so muß gegenüber allem Trennenden das Gemeinsame, das sie vereinigt, von hinreißender Gewalt und Größe sein und sich durch ein ganzes Leben und Schicksal bewähren, wenn der Bund dauern und auch für die künftigen Geschlechter von befruchtendem Segen bleiben soll. Zwischen Holländern und Deutschen bestand als günstige Voraussetzung eines solchen Bundes die Blutsverbundenheit ihrer Stämme und eine frühere Schicksalsgemeinschaft, die von längerer Dauer war als ihre spätere Sonderung; bestand als ungünstige Voraussetzung eine jahrhundertelang gesonderte Entwicklung ihres staatlichen und geistigen Lebens, welche die Holländer in Gesittung und Bildung von Deutschland weg auf die Seite der westeuropäischen Völker geführt hatte. Wir haben erzählt, wie dieses Trennende in George und Verwey überbrückt wurde durch die gemeinsame Begeisterung für die neue Dichtung und den gemeinsamen Kampf für sie auf dem ganzen europäischen Felde. Über Partei- und Völkergrenzen, über religiöse und staatliche Verschiedenheiten hinweg verbanden sich die Dichter zur Erneuerung der Kunst, und beider Anschauung vom künstlerischen Schaffen umgriff so sehr alle Kräfte des Lebens, daß sie von einer solchen Erneuerung zugleich einen Umschwung der Geistesart ihrer Völker, ja eine Wandlung der Bildung und Gesittung des europäischen Menschtums erhofften. So flogen die Herzen der Freunde einander zu, ihre Werke befruchteten sich im Wetteifer, einer lernte des andern Heimat von Jahr zu Jahr inniger sehen und lieben, einer brachte des andern Schaffen unter seinen Nächsten und bald auch öffentlich in seinem Volke zur Geltung. Es war natürlich, daß bei dem Reichtum und der Eigenwilligkeit der beiden Naturen das gemeinsame Tun und Sinnen die Gegensätze und Verschiedenheiten ihres Bildungsursprungs nicht in dem Sinne auslöschen konnte, daß Verwey ein Deutscher oder George ein Holländer werden würde. Denn dem Jahrhundert-Spruch Georges an die deutsche Jugend können wir den Schluß des Verweyschen Aufsatzes „Holland und Deutschland" vom Jahre 1900 an die Seite stellen: „So fühlen wir uns neben dem verwandten Deutschland stehen voll unserer Erinnerungen und Erwartungen. Unsere Freundschaft mit den Besten dort ist die schönste Blume die unser Dichtertum uns pflücken läßt. Auch sie, ich weiß es, werden nichts lieber sehen als die Verherrlichung der Wirklichkeit, die Holland ist". Nicht darum handelte es sich das Eigne auszulöschen, sondern um die höhere Aufgabe, gemeinsam aber auf eignem Boden zu dem neuen Menschtum aufzuwachsen, dessen sichtbare Zeichen sich in der Künstlergemeinschaft ankündig-

ten. Daß George auf diesem Wege der Führende war, daß er, der Einsame Scheue und Zurückhaltende, mit stiller Hand die Fäden der befreundeten Leben knüpfte und an seine Mitte band, daß er der hohen Dichtung, als sie ringsum in Europa zu erlahmen begann, mit seinem Feueratem immer stärkeres Leben einhauchte, von Werk zu Werk den Bogen des neuen Lebens fester und strahlender spannte und immer neue Kreise der besten Jugend in seinen Bann riß, daran haben auch Verweys Gedichte und Aufsätze keinen Zweifel gelassen. Aber Verwey ging, als der SIEBENTE RING erschienen war, diesen Weg nicht mehr wie bisher an der Seite des Freundes mit, er zweifelte wie wir geschildert haben, zum ersten Male an der künstlerischen Durchdringung der ihm nicht genehmen Stoffe durch George, er sah noch auf das Gemeinsame, aber auch auf das Trennende und wo es heißen konnte: Ich folge dir auch auf dieser steilen und fremden Bahn, weil du der größte Dichter bist, klang nun das schmerzliche Wort: Ich kann dir nicht folgen, weil du zu sehr Deutscher bist.

Aus dem Jahre, in dem DER SIEBENTE RING erschien, stammen zwei Gedichte Verweys: „Wir Beide, Brief an einen Freund" und „Ich kannte einen Mann" — in den „Gestalten aus meiner Lebenszeit", — die er in Het Blank Heelal (1908) veröffentlichte und in denen er die gemeinsame Freundschaft besingt. Sie lassen vom Tage ihres Beginnes an die glücklichen Jahre des gegenseitigen Austausches, der schönen Traumfahrten über Zeiten und Räume, die Gewinnung des rebengeborenen „Südländers" für das stolze donnernde Meer, die Gewinnung des nebelgeborenen Niederländers für den Zauber der rheinischen Hügel und Kathedralen vorüberziehen. Sie erinnern an die Glut ihres kampfbereiten Künstlertums, die Bilder eines schöneren Daseins vor ein betörtes Geschlecht zu stellen, daß es im lebendigen Wort das tiefste Wesen der Dinge wieder erfassen, sein Lieben und Leiden edler erkennen lerne. Sie stellen George als den strengeren Geist hin, der bei seiner Ankunft schon die großen Linien gesehen und gezogen hatte, die dem Freunde noch unbestimmt vor der Seele schwebten: als den Unbeugsamen, der schlimmere Peinen litt und in größerer Ungunst heimischen Schicksals stehend dennoch stolz sein ewiges Kunstwerk formte und so dem Freund die Stütze gab und den Weg zeigte, auch sein Land und seine Liebe in neuem Tone zu singen:

— — Er gab mir Stütze und ich übersah mein Leben
Ich band alles Irdische, das mich wirr bewog,
In Tönen Linien Formen und das Schweben
Unirdischen Lichts vorm nach innen gekehrten Aug.
Ich sang mein Land: Ich war der Wiedergekehrte
Ich sang meine Liebe: Ich war der Vielgelehrte
Der das Herz wiederfand, das ihn noch nie betrog,

Das Kinderherz das in mir jauchzte und klagte
Und nur noch nach Liebe und einem Freunde fragte.

Auch das zweite Gedicht klingt ähnlich in dem Wunsche aus: „noch länger zusammenzusein, denn einen Tag". Und dennoch tauchte im folgenden Jahre bei der Besprechung des SIEBENTEN RINGS das Trennende auf und führte die Gegensätze in der Seelenartung der beiden Freunde ans Licht, welche das Jahrzehnt gemeinsamen Tuns ausgelöscht zu haben schien. Verwey äußerte sie zunächst noch in verhüllter Form, dann im Krieg in offner Parteistellung gegen alles Deutsche schlechthin.

Erinnern wir uns, daß Verwey die Dichtung als rhythmische Lebensbewegung auffaßte, in der das Wesen der Wirklichkeit eins ist mit der menschlichen Einbildung, daß daher die Dichter durch ihre Gedichte die Einheit der Welt aufrechterhalten und in ihrer ganzen Tiefe und Umfänglichkeit bejahen. Die Aufgabe des bildnerischen Triebes schien ihm daher die möglichst vollkommene Darstellung der inneren Gesichte in reinen Kunstformen zu sein und gerade darin hatte ihm das Zusammentreffen mit George erst die dunkelgeahnte Klarheit gegeben. Ja er erfüllte sich so sehr mit dem Geiste der hohen Dichtung, daß nun seinen Holländern vor der „Kälte" seiner neuen Gedichte grauste, die eine unmittelbare kunstlose Gefühlsäußerung ausschlossen. Verwey sah also das dichterische Schaffen als die besondere rhythmische Form der Lebensäußerung welche das höchste Recht neben anderen Lebensgebieten wie Religion, Staat, Wissenschaft und Wirtschaft forderte, aber nicht mit ihnen zu vermischen sei. Sie habe sich nur um die Schöpfung ihrer Bilder zu bemühen, sonst um nichts.

In dieser Auffassung lag eine Begrenzung und Vereinzelung der dichterischen Gestaltungskraft, welche für George niemals Geltung gehabt hat. Selbst sein „L'art pour l'art" trug von vornherein den Anspruch in sich, alle Lebensgebiete mit dem künstlerischen Geiste zu durchdringen und die Welt von der Mitte seiner dichterischen Schöpfung aus zu ergreifen und umzuschaffen. Für ihn war die Wirklichkeit nicht nur inneres seelenhaftes Wesen, sondern zugleich auch äußere Erscheinung in Gewächsen, Leibern, Völkern und Göttern und den Darstellungsformen ihrer Gemeinschaft, es gab für ihn kein neben der Kunst, sondern nur ein in ihr oder außer ihr, er kämpfte nicht um ihre Gleichberechtigung in der Gesellschaft, sondern um ihre Herrschaft, er war Bote und Schwert ihrer göttlichen Urkraft und mußte ihr zum Sieg über die ganze ihm entgegenstehende Daseinsform des Europäertums verhelfen oder untergehen. Er wirkte auch in seiner scheuesten Zurückgezogenheit stetiger und stärker nach außen als Verwey mit seiner ununterbrochenen Anteilnahme an den

öffentlichen Geschehnissen Europas. Selbst Verweys Hersagen war im Gegensatz zu der heroisch-klaren Art Georges mehr elegisch-klagend und hatte jenen Ton der Innerlichkeit, in dem der Rhythmus mehr seelenhaft als körperhaft erklingt: es war das Lesen eines Einsamen, während im Ton Georges stets ein nach außen Wirkendes und die Hörer Einbeziehendes deutlich wurde. Aber Verwey sah im SIEBENTEN RING nicht ein weiteres Umgreifen der Wirklichkeit durch die dichterische Kraft, vielmehr ein Abirren Georges von der gemeinsamen künstlerischen Linie in die Gebiete der Prophetie und der Herrschaft. Er glaubte, wie gesagt, dieses Abirren in besonderen Eigenschaften des deutschen Wesens begründet zu sehen, die es vom holländischen ja von dem aller übrigen Völker trennten: nämlich in einer Überheblichkeit der völkischen Selbstbewußtheit und des geistigen Anspruchs gegenüber den Nachbarn und in einer auf Überlieferung gegründeten adlig-herrscherlichen Fühlweise, die der modernen demokratischen Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft fremd und feindlich gegenüberstände. Als Verwey in der Besprechung des SIEBENTEN RINGES erklärte, daß die Holländer in der Gleichheit mit allen Lebenden ihre wahre Erhabenheit erführen und daher die Georgeschen Denkbilder von königlichem und adligem Menschentum zurückwies, als er in der Besprechung des STERNS drei Gedichte anmerkte, die ihm schön deuchten und erklärte, das übrige ginge Holländer nichts an, kehrte der Dichter dem Dichter gegenüber einen Gegensatz hervor, der im Jahrzehnt des gemeinsamen Weges niemals lautgeworden war. Er kehrte zu einer Anschauung zurück, die er in der Einleitung zur „Zweimonatlichen Zeitschrift" (1894) in seiner naturalistischen Schaffenszeit geäußert hatte: „Die Gleichheit aller Menschen: da ist sie wieder gebietend über alle anderen, das Gesetz der Menschlichkeit. — — Die Griechen kannten sie, aber sie blühte über einem Sklavenstaat. Christus lehrte sie, aber als einen Trost und eine Seligsprechung in einer Welt der Ungleichheit, mit dem Versprechen auf Gleichheit da droben. — — Gleichheit, also Menschlichkeit! Seit am letzten Januar 1790 in einem tiefen finstern Rhônetal zehntausend Bewaffnete auf einem Knie, Hunderttausende vergegenwärtigend, und auf zwei Knien dreißigtausend, die es ansahen, den heiligen Eid taten, den Eid der heiligen Gleichheit und es ein Schreien und Jauchzen war bis zu den kupfernen Gipfeln der Ardèche — seit damals ist die Begierde nicht aus der Luft gegangen und die dort Tränen der Freude weinten, sollen es nimmer nimmer vergeblich getan haben. — — Gleichheit also Menschlichkeit! Wenn das Verlangen in den Herzen lebt sich in Lachen und Tränen zu finden, was macht es dann, ob Ungleichheit von Gütern und Ländern es eine Zeitlang unmöglich macht. Das

Gesetz der Menschlichkeit w i r d erfüllt werden über Europa. Wir haben die Gleichheit zu lieb in Leid und Freude. Und ob wir sie erreichen oder unsere Kinder: die Menschheit erreicht sie, weil sie es wünscht". (Proza VII.) Welche Macht hob diesen verschollenen Ton wieder hoch in einem Manne, den George aus dem Häuslichen und Umfriedeten gezogen und in den Sturmwind einer Erneuerung des heldischen Geistes gestellt hatte? Der wahre Dichter kann aus dem Wesen seines Führer- und Bildnertums, aus dem Wissen um menschliche Stufen nicht Vertreter einer allgemeinen Gleichheit, nicht Gläubiger der Herrschaft des Volkes als einer ununterschiedenen Masse gleichberechtigter Einzelner sein. Keine Staatsgemeinschaft der Geschichte, die nicht an solchem Glauben verdorben wäre, der freilich entsteht, wenn die herrschende Führerschicht versagt, aber zum Untergang des Volkes führt, wenn es keine neuen Träger der Herrschaft gebiert!

Verwey hatte im gemeinsamen Kampfe hohe Worte für das herrscherliche Amt des lebenerneuenden Dichters gefunden: sollte das alles nur Sinnbild und die Einheit von Traum und Wirklichkeit nur Versspiel bleiben? Lohnte wie für die Gleichheit kein Opfer, und wäre es das von Hunderttausenden, für die Schaffung adligen Menschtums? Hatte er nicht in George und Waclaw Lieder Menschen gesehen, die täglich einen Thron besteigen konnten, ohne ihrer Menschlichkeit etwas zufügen oder wegnehmen zu müssen, und waren es s i e nicht, die härtere Worte als Verwey selber gegen die hohlen Flitterkönige und den erschlafften Erbadel Europas gefunden hatten? Nun schreckte ihn die göttliche Wirklichkeit, welche aus den Gedichten des Freundes sprach, und er stellte sich auf die Seite des alten „Gids" der gerade damals (1911 Nr. 12) George als den Tyrannen von maßloser Herrschsucht zeichnete, der die Schlichtheit der Dinge mißkennt und die geringe Menge mit Mißachtung behandelt: „Die Lust zum Herrschen scheint aus dem hochgetragenen Kinn, spielt um seine Lippen. Man lege daneben das demütig gebogene Dulderhaupt Verlaines, dann wird man sich nicht wundern, daß Georges alte Freunde, die auch wahre Dichter sind, ihren eigenen Weg gegangen sind und sich gegen den Einfluß des Diktators gepanzert haben".

Doch dies wenigstens konnte die Meinung Verweys nicht sein. Keiner wie er selbst hat erfahren, mit welcher werbenden Liebe George sich in diesen Jahren um die erschütterte Seele des Freundes mühte; wie er lange Jahre suchte, ihn mit in seine Welt zu ziehen, ohne anderes Mittel als das der klärenden Deutung und Überredung; wie er einmal nach tagelanger Unterredung aus einer Bemerkung des Freundes die Entfernung erkannte und doch in unvermindertem Vertrauen ausrief: „Dann haben

wir acht Tage lang umsonst geredet und ich muß wieder von vorn anfangen". Verwey sah aus der Kluft, die sich in ihm geöffnet hatte, früher und deutlicher, daß es sich bei diesen Widerstreiten um die Grenzen ihrer Lebensbereiche handelte: Grenzen an denen sich die im Westen Europas gültige Denkart der Völker und die besondere noch im deutschen Volke beschlossene Denkart stießen.

Denn auch auf dem höchsten Gebiete menschlichen Glaubens hatte diese deutsche Denkart in den letzten Werken Georges und seiner Folger einen Weg beschritten, der dem westlichen Menschen ungangbar war: es war die Wendung zu den heimischen, den vaterländischen Göttern, es war ein neues aber auf alter deutscher Wurzel entsprossenes „Hieratisches", wie Verwey es nannte, das ihn fremd anwehte und ihm außerhalb der dichterischen Vorstellung zu liegen schien. Wohl hatte er sich im Jahrzehnt vorher den katholischen Umgebungen, in die George ihn in Deutschland führte, mit offener Freude und wachsender Vertrautheit hingegeben. Aber hier mochte ihn überall ein Persönlich-Nahes berühren und anziehen: bei den Verwandten in Bingen das Familiäre, in das er den unbekümmerten Weltwanderer George versetzt sah, bei dem Westfalen Lechter vielleicht ein Gleichklang niederdeutschen Stammes und vor allem die Unbedingtheit seines Künstlertums, bei Derleth der Stolz des einsamen Streiters und die herbe Opferwilligkeit der Schwester, die ihn an seine eigene strenge und fromme Mutter erinnerte. Die ihm fremde Gläubigkeit dieser Menschen war auch seinem religiös-pantheistischen Fühlen noch schön erschienen, aber als der Dichter und Seher aus dem Grunde noch lebendiger deutscher Glaubenskraft in deutscher Jugend die leibliche Erfüllung seiner Gottessehnsucht fand, seinem höchsten Traum die Wirklichkeit der irdischen Erscheinung schuf und sie in Werken und Menschen mit seinem Geiste weiterzeugte, da meldete sich beim Westeuropäer der Zweifel am „Prophetentum", der Zweifel an der Größe menschlicher Verehrung, die das Herkommen nun schon jahrhundertalter aufgeklärter Denkweise zerbrach, und vor allem der Zweifel an einer göttlichen Neugeburt aus dem Blut und Geist des gegenwärtigen Deutschland. Der demokratische Gedanke der Menschengleichheit mündete hier in den der Völkergleichheit und ertrug es nicht, daß dieses eine Volk in seinen Dichtern den Anspruch erhob, eine weltbildende Kraft geboren zu haben und leibhaft in sich wachsen zu sehen. George forderte auch hierin vom Freunde kein ihm fremdes Bekennertum, nur gerechtes Vertrauen und das Anschauen dessen was werkhaft aus diesem Glauben entstand.

Verwey nannte George „Herz und Gewissen der Zeit", seine Welt die einzige die seit der Goethes um ihrer selbst willen Aufmerksamkeit ver-

diene, aber er sah sie durch die Art ihrer Vorstellung, die weder in protestantischen noch in republikanischen Ländern gedeihen könne, von Europa geschieden, zu dem Goethe, obwohl deutsch, durch die Art seiner Idee noch bequemen Zugang hatte. Er nannte Deutschland in dem gleichen Aufsatz, der schon in die ersten Kriegsmonate fiel, ein wachsendes Volk, das gerade dadurch in mancher Hinsicht für andere Völker Schule und Nährboden sei, dessen Dichter wie vielleicht keine in ganz Europa das doppelte Geschehnis — die festgewurzelte in unverwischbaren Linien von Volksart und Überlieferung gedeihende Reifheit der Nachbarn und das vielfältig blühende von allen Seiten sprießende Wachstum bei ihnen selbst — ganz klar und voller Liebe begriffen hätten, aber er hatte kein Wort des Anteils für sein Schicksal und stellte dem Wachsen Deutschlands die gleichberechtigte Reife der übrigen Völker kühl abwägend entgegen. Er bestätigte den Dichtern der Blätter, daß sie bei dem Auftrieb ihres Volkes am Beginn des Krieges in den allgemein erwachenden Gefühlen der Verehrung und heldischen Selbstaufopferung sich selbst und den in ihrer Dichtung gepflegten Sinn wiedererkannten, daß sie Herz und Mund ihres Volkes seien, insofern sie und nicht andre erlebten und ausdrückten was ihres Volkes innerstes Wesen ist. Er lobte, daß sie dennoch wie die Einleitung der zehnten Folge zeige, sich „überraschend schnell" ihrer bleibenden Sonderung von den der Dichtung und der inneren geistigen Einheit feindlichen Mächten einer nur äußerlichen Volkseinheit bewußt geworden seien. Aber kein Wort verriet in seinen etwas spitzfindigen Unterscheidungen und fast drohenden Mahnungen, daß er zu seinen Freunden, zu denen sprach, die allein im eignen Volk und unter den anderen Völkern das auch ihm heiligste Gut behüteten, kein Wort verriet, daß eine Welt von Wut und Haß zerstörungswillig und verleumdend nicht nur gegen die „äußerliche Einheit" der Deutschen heranzog, sondern gegen alles was diesen Namen trug. „Sie wissen" schrieb er von ihnen, „daß die Gemeinschaft, in der sie mit den ausländischen Dichtern leben, eine solche ist, die niemals auch durch einen Krieg nicht zerstört werden kann". Sie war längst zerstört, in Frankreich, in Belgien, in England, in Dänemark, in Rußland und Italien, wo nach dem Tode oder Stummwerden der früheren Gefährten das junge Geschlecht längst im Haß gegen die Deutschen groß gezogen wurde und damals auch nicht ein Wort des Widerhalls mehr auf die großen Werke Georges ertönte. Sie war längst zerstört, wenn man nicht an eine imaginäre Gemeinschaft unpersönlicher Beziehungen denken will, die für George und die Seinen weniger als Nichts bedeuten. Und der Einzige des einzigen Nachbarlandes mit dem sie noch bestand, Verwey in Holland, verleugnete sie selbst. Ihm war der Krieg

nur das politische Sinnbild der gleichen Überheblichkeit des deutschen Geistes, wie er sie in den letzten Werken Georges gefunden hatte, und er sah gerade in den geistigen Deutschen, die für ihr Vaterland in diesem Kampfe ohne Rückhalt eintraten, die größere „Schuld". Es war eben die scheinsittliche Stellung, welche die Verbandmächte gegen Deutschland als den „einzigen Schuldigen" einnahmen, als handle es sich auf ihrer Seite um die Bewahrung der europäischen Kultur, einer Kultur gegen deren Verderbtheit hüben wie drüben Verwey mit den deutschen Dichtern in einer Linie gestanden hatte — und als handle es sich auf deutscher Seite um eine Bedrohung der Menschlichkeit und Gesittung der ganzen Erde. Verwey hatte im Burenkrieg eine einzige wilde Anklage gegen England erhoben, das einen Krieg führe, der Mord sei, das „eine Ewe von Unrecht" heraufbeschwöre. Jetzt ließ er sich von den faustdicken Lügen der Verbandmächte unter Englands Führung einfangen und stellte sich offen auf ihre Seite mit Einsatz seiner öffentlichen Stimme in der von ihm geleiteten „Beweging". Da die Deutschen den räuberischen und kulturlosen Machthabern des Preußentums gefolgt waren, sah er in ihnen die einzigen verantwortlichen Verursacher und Angreifer des Weltkrieges und brach bei der Beschießung von Reims und Ypern in die Frage aus, ob diese Zerstörer denn die deutschen Jünglinge wären, die George erzogen hätte? George konnte mit Recht antworten: „Ja das sind sie und wären ihrer mehr, so würden sie auch siegen! Und föchten alle in ihrem Sinne so lohnte es auch den Sieg!" Er konnte dies mit Recht antworten, weil die Seinen für das beste Gut ihres Landes fochten, das der feindliche Vernichtungswille ebenso bedrohte wie das bestgehaßte Preußentum, er konnte es um so mehr als diese Jünglinge das gemeinsame Schicksal des Volkes mit ihrem Blute besiegelten, aber keiner von ihnen den Blick verloren hatte für das Hohe und Niedrige in der heutigen Menschenart draußen wie drinnen. Über die Bewahrung aber von Bau und Bild „beim großen Brand" war im STERN DES BUNDES das Nötige schon gesagt, und wer fragt heute noch danach oder wird bei den künftigen Kampfmitteln diesseits und jenseits des Wassers danach fragen! Wenn aber das unbedingte Eintreten mit Tat und Wort — und ein anderes gebührte sich für die Jünglinge nicht in dieser Stunde — Verwey verwirrte, so hätte die an das eigne Volk gerichtete harte Stimme Georges im Kriegsgedicht ihm zeigen müssen, wo die Dichter standen und wofür sie stritten. Aber auch darauf fand er nur die bittere Antwort, daß Nordfrankreich auch schön sei und daß es dennoch „fremder Tritt verheere".

Als dann der Friede die „Ideale" der Verbandsmächte als das erwies was sie von jeher waren, als Phrasen von Gerechtigkeit und Menschlich-

keit, als geschickte Umkleidungen nackten Raubhungers und wilder Vernichtungslust, als sie sich auflösten in das kalte Spiel der Anglo-Amerikaner und Italiener, in die schrankenlose Rachgier der Franko-Afrikaner und den blutigen Taumel der Russo-Asiaten, da gab Verwey wohl im privaten Gespräch seine tiefe Täuschung und Enttäuschung zu, da kam er wohl als erster der Ausländer zu George, um sich mit dem Freunde über die schlimmen Jahre auseinanderzusetzen. George bekämpfte seinen Vorwurf gegen den deutschen Stolz mit der Frage: „Wenn Holland, dieses kleine Land mit ein paar Millionen Einwohnern und einigen Geviertmeilen Sumpfflächen behauptet, es hätte den größten Maler der Erde hervorgebracht: ist das keine Anmaßung, keine Überheblichkeit? Aber nehmen wir an, dies verhielte sich wirklich so, dieses kleine Land hätte wirklich den großen Maler hervorgebracht . . .!?"

Die stumme Folgerung konnte Verwey nicht mehr ziehen. Auch fand er kein öffentliches Wort für die Änderung seines Sinnes nach dem Kriege, keines der Verurteilung für unsere Feinde, wie er es für uns gefunden hatte. Und da dies nicht geschah, gab die elfte und zwölfte Folge ihm mit einigen Sprüchen Georges und dem Gedicht „Der Abschied" von Wolfskehl die öffentliche Antwort auf seine Stellungnahme im Kriege. Es sind erschütternde Verse, die ihm im dichterischen Spiegel vorhielten, was wir erzählt haben: die ganze Größe der Freundschaft, die ganze Tiefe der Hoffnung, daß ein Einziger auf dem Erdrund das heilige Los der Dichter richtig sehe und als Einziger nicht das geistige Band zerreiße, den ganzen Schmerz der Enttäuschung, daß dieser mit allen draußen sich gegen die stellte, die seiner Art waren, die sein Werk liebten wie niemand sonst und deren Reich trotz aller Widerstände auch das seine war. Nicht sie, die für ihr Land dem Schicksal mit dem letzten zahlten und dennoch in solcher Stunde den inneren Herd hüteten und wahrten, sondern e r hatte Partei ergriffen und sich einer Gegenwelt angeschlossen, die auch seinem Dichterglauben im Tiefsten fremd und feind war. Der an die Neuschöpfung einer schöneren Welt durch den d e u t s c h e n Dichter nicht glauben wollte, hatte sich blenden lassen durch die aufgeputzten Götzen des alten Europäertums und als diese bunten Lappen, sobald sie ihren Dienst getan hatten, ohne Scham beiseitegeworfen wurden, stand er schweigend allein. Er gab das Organ seiner Wirkung die „Beweging" bald nach dem Frieden auf, weil alles gesagt war, und Holland empfand die Sammlung seiner Prosen als einen Abschluß: daß er nun nicht mehr öffentlich mit seinem Urteil in das geistige Geschehen eingreifen wollte. Sein Leben war auf einen gefahrdrohenden Punkt gekommen, der Dichter rettete sich in eine Übertragung der Göttlichen Komödie Dantes und

die Erschütterungen seiner Seele schwangen in einer schweren Krise seiner Gesundheit aus. Seine Landsleute ehrten ihn durch die Übertragung eines „vaterländischen Lehrstuhls für die Dichtung" und so mußte gerade er vom alten Gesamteuropa, das der Krieg zerschlagen hatte, in die heimische Enge gehen. Holland hatte sich in seinem besten Geiste des Willens begeben, mit in die neue geistige Weite der Deutschen zu gehen und seine Enkel werden unter neuen Kämpfen abermals beginnen müssen, den Weg ins Reich zu suchen.

Dennoch, die Nöte des Schicksals haben den Faden der Freundschaft nie ganz zerrissen, die Sprüche Georges an Verwey haben bei aller Unerbittlichkeit in der geistigen Entscheidung den Ton der Nähe, Verwey selbst hat in dem Gedicht „Von dem Gott und seinem Leid" (in „De Weg Van Het Licht" 1922) sinnbildlich diese nötige Unerbittlichkeit seines stillen Meisters als den tiefsten Grund ihres Zwiespalts dargestellt, diese „leidende Erbarmungslosigkeit", deren Milde die Liebenden lockt und deren strahlende Medusenmaske die Gemeinschaft mit den Geliebten unmöglich macht. Wäre er Gott allein gewesen, so hätte er mit einem Lächeln alle Sterblinge zu seinem Wesen gewandelt, aber da er Leiber Reich und Ordnung kor, so mußte er menschlich herrschen, wurde „Schließer der Grenzen", der die Gemeinschaft, die Götterreinheit rettete, wurde wissender Trenner, der den unbewußten Bund durch die Geheimhaltung stärkte und die Schmäher in ihr kerkerndes Selbst verwies. So lautet der Schluß — in Sinnübertragung —:

Mein stiller Meister! Ist dein Leib der Meine
So leid ich also dein Geschick: leid ich grausame
Trennung von Freunden, Zwang ununterbrochen
Reglos zu stehn, indes ich laut begehre
Sie zu umarmen, leid ich Mißverstand
Und Untergang zu Füßen Mal um Mal
Von denen die in Schönheit lebend mit dem Drang
Fürstlicher Liebe in Hand und Aug
Sich zu mir wandten, leid ich mit die Pein
Von Menschlichkeit, doch mit dem einen Trost
Daß immer neu durch meinen trüben Leib
Das Lächeln ausgeht deiner Göttlichkeit.

Wir haben uns bei der Darstellung dieser Geschehnisse länger verweilt, weil wir darin die Schicksalsfrage zweier germanischer Bruderstämme versinnbildlicht sehen, deren Lösung uns schon in der Dichtergemeinschaft vorgedeutet schien. Aber der Krieg offenbarte erst ganz und bis zu den Nächsten hin die tiefen von den Blättern schon verkündeten Klüfte zwischen dem neuen dichterischen Geiste Deutschlands und dem

alten der europäischen Gesellschaft. So lagen die Gründe der Trennung zwischen Verwey und George über dem persönlichen Schicksal und sie erfolgte ohne menschliche Einbuße der Beteiligten und ohne Bruch. Kein verletzendes Wort ist zwischen den Freunden gefallen, sie trugen beide das Notwendig-Auferlegte, und sowohl George wie die Dichter der Blättergemeinschaft verehren weiterhin in Albert Verwey den größten zeitgenössischen Dichter im außerdeutschen Raum.

5. KAPITEL: DER DICHTER UND DIE ZEITMÄCHTE

WEDER der Krieg noch der Friede hatten, wie wir zeigten, die Stellung des Dichters auch nur um Haaresbreite ändern können. Was wechselte, war die in völlig veränderten Welttatsachen notwendig andere Äußerungsform seines unveränderlichen Wesens. Nicht die Niederlage sondern die Zertrümmerung des Staatsganzen und die Gefährdung der durch das Preußentum immer noch bewahrten wehrhaften und staaterhaltenden Triebkräfte: dies war das Äußerliche worauf sich im Jahre 1921 das neue Wort des Dichters in die Zeit bezog. Hatte er während des Krieges der Phrase von Heldentum und Erneuerung den unerbittlichen Satz entgegengestellt: Wie ein Jahrhundert so auch seine Kriege — so gab er nun gegenüber dem Rasen aller nihilistischen Wähne in den „Drei Gesängen" den einzig bleibenden Trost im Hinweis auf das neue Geschlecht, das er erzog, und rief in der Zeit, die jede Vorrichtung gegen künftig ausbrechende Heldenregung traf, nach dem einzig helfenden, dem Mann der das Neue Reich pflanzt. Er sparte auch jetzt die Geißel nicht gegen Frevel und Feigheit draußen und drinnen, aber er lehrte die Toten ehren als Blutzeugen der heiligen Ehre und Mahner der Vergeltung, lehrte uns in dem Gedicht „Einem jungen Führer im ersten Weltkrieg", sich vom Schwarm der Lästerer scheiden, die die „vergeblichen Opfer" des Kampfes verhöhnten oder — schlimmer noch — bemitleideten und bedauerten, und mahnte im Bejahen des schlicht und groß Getanen den Stolz vor dem Geschick zu bewahren und den Sinn des Geschehenen zu retten.

Die Wucht der Widerstände, welche dem Weltbild Georges entgegenstand, war nach dem Kriege nicht geringer sondern größer geworden. Die erdumgreifende Macht der heutigen Wirtschaftsgesellschaft, um nur die maßgebendste Einheit ihrer Bildungen zu nennen, schien unerschütterbar.